

Johann Heinrich Pestalozzi, sein Leben, sein Wirken und seine Bedeutung [Schluss]

Autor(en): **H.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pädagogische Blätter : Organ des Vereins kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz**

Band (Jahr): **3 (1896)**

Heft 24

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-539741>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Johann Heinrich Pestalozzi,

sein Leben, sein Wirken und seine Bedeutung.¹

H. B.

(Schluß.)

V. Pestalozzi in Yverdon.

Nur ungern hatte Pestalozzi Burgdorf verlassen, war ihm doch da in dem schönen und raschen Aufblühen seines Institutes ein froher Hoffnungssturm aufgegangen, der ihm eine ruhige und glückliche Zukunft verhieß. Münchenbuchsee galt von Anfang an nur als vorübergehender Aufenthaltort, denn die Gebäulichkeiten waren ihm von der Regierung vorläufig nur auf ein Jahr gegeben „von Jakobi 1804 bis gleiche Zeit 1805“. Zudem fühlte sich Pestalozzi daselbst nie recht heimisch. Seine Lehrer waren nämlich wegen der offen daliegenden „Regierungsunfähigkeit“ Pestalozzis auf den Gedanken gekommen, die ökonomische Leitung der Anstalt dem Herrn Emmanuel v. Fellenberg zu übergeben, der auf dem benachbarten Gute Hofwyl eine landwirtschaftliche Erziehungsanstalt eingerichtet hatte und der sowohl durch seine Bildung als durch sein ganz vorzügliches Organisationstalent für eine solche Stellung wie gemacht war. Pestalozzi sollte zwar das geistige Haupt der Anstalt bleiben, aber bei der großen Verschiedenheit der beidseitigen Charaktere war ein friedliches gemeinschaftliches Wirken beider Männer auf die Dauer nicht leicht möglich. Fellenberg war ein Mann des berechnenden Verstandes, voll Kraft und Energie, aber auch voll Bewußtsein seines Adels und seiner Überlegenheit, ein geborner Herrscher, — Pestalozzi dagegen ein Mann von Gemüt und Herz, voll idealer Pläne, aber ohne Berechnung und ohne ruhige Überlegung. Auch hatte er nur ungern seine Zustimmung zu dieser Abmachung zwischen seinen Lehrern und Fellenberg gegeben. Es traten daher auch bald ernste Meinungsverschiedenheiten ein, die oft einen gereizten Ton annahmen und beiden Männern bittere Stunden bereiteten. Pestalozzi hielt sich daher nicht lange in Buchsee auf, und es war ihm höchst gelegen, als die waadtländische Regierung Anstrengungen machte, ihn und sein Institut für ihren Kanton zu gewinnen. Besonders waren es die beiden Städte Payerne und Yverdon, die sich um ihn bewarben. Pestalozzi entschied sich nach längern Verhandlungen für das schön gelegene Yverdon, wo ihm die Stadt das dortige Schloß zur Wohnung eingerichtet hatte, und wartete nicht bis zum Ablauf der Mietzeit in Buchsee, sondern siedelte noch im gleichen Jahre (1804) mit einigen

¹) Korrigenda: Seite 741, Heft 23, 14. Linie von oben lies statt: zu unterdrücken — zu erkennen.

Lehrern und Schülern nach Yverdon über. Im Frühling 1805 war die ganze Anstalt wieder unter der Leitung Pestalozzi's.

In Yferten blühte die Anstalt rasch empor und kam zu einem Weltruf. Dazu trug die Lage des damaligen Europa, besonders des deutschen Theiles desselben vieles bei. Der Friede von Tilsit (1807) hatte fast ganz Deutschland in französische Abhängigkeit gebracht. Man fügte sich dem Machtgebote des großen Eroberers Napoleon, aber man rüstete sich im Stillen für die Zukunft, um bei günstiger Gelegenheit die fremden Fesseln wieder abzuwerfen und die Freiheit wieder zu gewinnen. Als Hauptmittel dazu erkannte man eine bessere Bildung des Volkes und daher die Reform des Schulunterrichtes. Besonders war es Preußen, das sein Augenmerk auf die innere Kräftigung seines Volkes richtete. Fichte hielt im Winter 1807 seine Reden an die deutsche Nation und wies mit kräftiger Stimme auf die Ideen Pestalozzi's hin, und die Königin Louise ermunterte ihren Gemahl, König Wilhelm III., zur Durchführung einer kräftigen Reform mit den Worten: „Wir wollen unverdrossen sorgen, daß wir an innerer Macht und an innerem Glanze gewinnen. Und deshalb ist es mein ernstlicher Wille, daß dem Volksunterrichte die größte Aufmerksamkeit gewidmet werde.“ Es wurden mit Pestalozzi Unterhandlungen angeknüpft, indem die Regierung die Absicht hatte, einige junge Leute zum Studium der Methode und Grundsätze Pestalozzi's nach Yverdon zu schicken. Die Folge war, daß nun eine ganze Reihe für eine bessere Volkserziehung begeisterter Jünglinge zu Pestalozzi zogen, um sich da auf kürzere oder längere Zeit aufzuhalten. Unter diesen heben wir besonders hervor: Blochmann, Denzel, Fröbel, Grimm, Henning, de Laspée, Plamann, R. v. Kaumer, R. Ritter, Stern, Tillych, v. Türk, R. U. Zeller. Dieses Vorgehen Preußens war aber auch für andere Länder von Einfluß, und daher sehen wir auch von andern deutschen Staaten, auch von Rußland, Frankreich, Italien und Spanien Männer nach Yverdon pilgern, um die Methode Pestalozzi's zu studieren; auch fürstliche Personen fehlten unter den Besuchern nicht. Freilich gab es auch viele, die nur Neugierde nach Yferten trieb, „wie man hingehet, eine Naturseltenheit, einen Gletscher, zc. in Augenschein zu nehmen. Die meisten gingen enttäuscht von dannen.“ Diese Besuche waren aber auch ein großer Schaden für die Anstalt. Nicht nur mußte der regelmäßige Unterricht häufig unterbrochen werden, um mit einzelnen, natürlich den besten Schülern und Lehrern die Methode vorzuführen, es entstand daraus naturgemäß bei den Lehrern auch ein unruhiges Haschen nach äußerem Erfolg, ein ungesundes Treiben beim Unterricht, Eitelkeit und Ruhmsucht; das stille Wirken der Schule und

der Geist bescheidener Hingabe an den Beruf gingen verloren, dies um so mehr, da Pestalozzi, wie von Kaumer sagt, selbst nicht frei war, „von einer unglücklich berechnenden, aber meist sich verrechnenden Weltflugheit“, und die Lehrer selbst zu ehrgeizigem Streben aufstachelte durch wiederholten Hinweis, daß die Augen der ganzen gebildeten Welt auf sie gerichtet seien. Um sich zum Mittelpunkte der pädagogischen Bewegung der damaligen Zeit aufzuschwingen, gründeten Pestalozzi und seine Lehrer 1807 die „Wochenschrift für Menschenbildung von Heinrich Pestalozzi und seinen Freunden“, die niemanden ganz befriedigte, da sie oft die eigenen Leistungen überschätzte, das, was außer dem Institute auf pädagogischem Gebiete geschah, unterschätzte und meinte, die richtige geistige Welt beginne erst mit ihnen. Ein solches Auftreten mußte die öffentliche Kritik hervorrufen; schwere Anklagen wurden erhoben. Um sie zu entkräften, verlangte die Anstalt selbst einen Untersuch. Die eidgenössische Tagsatzung entsprach dem Gesuche und ordnete Ratsherrn Merian in Basel, Trechsel in Bern, Professor der Mathematik und P. Girard von Freiburg ab, welche im November 1809 eine fünftägige Revision vornahmen. Es waren Männer ohne Vorurteil für die pestalozzianischen Bestrebungen, die aber ihrer Sache ernst oblagen. „Es waren fünf schwüle Tage für Pestalozzi und seine Lehrer,“ erzählt K. von Kaumer, der gerade damals nach Yverdon gekommen war, „und man fühlte durch, daß die Kommission keinen enthusiastischen Bericht erstatten werde.“ Erst 1811 wurde Pestalozzi der Dank des Vaterlandes zuerkannt, nachdem der Bericht den 12. Mai 1810 der Tagsatzung zu Solothurn übergeben worden.

Derselbe wurde am 13. April 1811 in den „Göttinger gelehrten Anzeigen“ von Professor Karl Ludwig von Haller, Enkel des berühmten Gelehrten und Dichters von Haller, veröffentlicht, mit verschiedenen Bemerkungen und Anklagen, so z. B., daß die Anstalt Pestalozzis den Zöglingen Abneigung gegen Religion, Obrigkeit und Aristokratie einflöße. Auf Hallers Seite stellte sich dann auch Chorherr Bremi von Zürich. Es entstand daraus eine lange litterarische Fehde, die besonders Niederer für Pestalozzi führte, die aber der Anstalt mehr schadete als nützte.

Auch aus den Berichten der Lehrer geht genügsam hervor, daß in Yferten nicht mehr der gleiche Geist herrschte, wie in Burgdorf, und daß das rasche Aufblühen der Anstalt auch bereits den Keim des Verfalls in sich trug. Während z. B. Ramsauer das Institutsleben in Burgdorf als häuslich und gemütlich bezeichnete, berichtet er über Yverdon: „Dies hörte auf, als das Familienleben sich mehr in ein verfassungsmäßiges Staatsleben im Institute ausbildete. Nun konnte der Einzelne leichter in der Menge sich verlieren: dadurch entstand dann der

Eifer, sich geltend und bemerkbar zu machen. Der Egoismus trat in immer schroffern Formen hervor. Neid und Mißgunst wucherten in vielen Herzen. Der Unterricht, nur auf die Entwicklung des Geistes berechnet, nährte die Selbstsucht und den Dünkel, und das Gegengewicht, welches allein die Furcht Gottes im Herzen geben konnte, kannte man nicht.“ Aber auch Pestalozzi selbst schreibt in seinen „Lebensschicksalen“ beim Rückblick auf diese Periode: „Die Keime unseres Verderbens waren gelegt und hatten, wenn auch vielseitig noch unsichtbar, tief gewurzelt. Von der Reinheit, Einfachheit und Unschuld unserer ersten Bestrebungen durch Zeitverführung und Scheinglück im Innersten unserer Gefühle abgelenkt, unter uns selbst in unserm Innersten getrennt und durch die Heterogenität unserer Eigenheiten zum voraus unfähig gemacht, niemals im Geiste und in der Wahrheit für unsere Zwecke ein Herz und eine Seele zu werden, standen wir äußerlich vereinigt und zwar in Rücksicht auf die innere Wahrheit der Neigung zu dieser Vereinigung uns selbst täuschend, neben einander, und wandelten unglücklicherweise, und zwar jeder einzelne nach seiner Art, mit festen und zum Teil gewaltsamen Schritten auf einer Bahn, die uns, ohne daß wir uns dessen eigentlich bewußt waren, mit jedem Tage mehr von der Fähigkeit, niemals für unsere Zwecke in Einfachheit, Wahrheit und Unschuld wirklich einig zu werden, entfernten.“

Nicht minder verhängnisvoll für die Anstalt wurde der Streit, der unter den Hauptlehrern derselben, Schmid und Niederer, ausbrach und in den nach und nach alle Lehrer hineingezogen wurden. Dazu kam der verderbliche Umstand, daß Pestalozzi es nicht verstand, sich über die Parteien zu erheben und versöhnend auf die Entzweiten einzuwirken. Schmid und Niederer waren ganz entgegengesetzte Charaktere, besaßen aber auf die Länge nicht die Fähigkeit, sich wenigstens soweit anzupassen, daß ein erträgliches Zusammenwirken möglich gewesen wäre. Niederer war eine enthusiastisch angelegte Natur, ähnlich wie Pestalozzi, arbeitete leicht, sprach und schrieb vortrefflich und wußte die Ideen Pestalozzis klar zu fassen und reizend darzustellen, daneben aber war er unpraktisch und wenig ausdauernd. Schmid war ein durchdringender, klarer Verstand, ein Mann von kalter Berechnung und ruhiger Überlegung, wie Blochmann nachdrücklich hervorhebt, der bedeutendste Lehrer im Institute sowohl für die Zöglinge, als auch für die Unterlehrer und Freunde. Seine Charakteranlagen waren die eines Herrschers, obwohl er aus einer armen Vorarlbergerfamilie stammte. Der innere Gegensatz dieser beiden Hauptkräfte brach endlich voll und ganz hervor, und 1810 verließ Schmid die Anstalt, ging zuerst nach Wien und erhielt hierauf in Bregenz eine Leitung der dortigen Stadtschulen.

Mit Schmid war der ordnende Geist aus der Anstalt gewichen; im Innern riß Regellosigkeit und Zuchtlosigkeit immer mehr um sich, und finanziell ging die Anstalt rasch zurück. So erkannte man, was man an Schmid verloren hatte, und Niederer ging selbst nach Bregenz, um Schmid zur Rückkehr zu bewegen. Schmid wurde als rettender Engel begrüßt. Er trat nun noch gebieterischer auf als früher und wollte unter Schülern und Lehrern wieder strenge Ordnung einführen, trat jedem Sichgehenlassen energisch entgegen, entließ entbehrliche Lehrer, vermehrte die Stundenzahl der übrigen und verlangte pünktliche Einhaltung derselben. Aber in seinem Vorgehen, das an und für sich selbst höchst lobenswert war, fehlte die Liebe, und so entstand der alte Hader auf's neue. Dieser war nun um so unheilvoller, da im Winter 1815 die Gattin Pestalozzi's starb, die öfters den gestörten Frieden wieder herzustellen verstand und von allen Lehrern geliebt war. Von jetzt an stellte sich Pestalozzi ganz auf die Seite Schmid's. So kam es zu heftigen Szenen, und am 3. Februar 1816 wurde von 16 deutschen Lehrern, an deren Spitze Blochmann stand, eine Anklageschrift gegen Schmid eingereicht. Aber Pestalozzi erklärte ihnen, daß er lieber sie alle wolle gehen sehen als Schmid's Einfluß beschränken, der allein ihn zu retten im Stande sei. So waren denn die Würfel gefallen, und die deutschen Lehrer verließen die Anstalt, bis auf Krüsi und Niederer. Aber auch ihres Bleibens war nicht mehr lange. Krüsi trat schon im folgenden Jahre von der Anstalt zurück, während Niederer den Kampf gegen Pestalozzi und Schmid noch eine zeitlang fortsetzte. Sein Weggang folgte nach einer stürmischen Szene. Am Pfingstfeste 1817 griff er öffentlich Pestalozzi während seiner Predigt an und überhäufte ihn mit Vorwürfen. Hierauf verließ auch er die Anstalt und leitete das Töchterinstitut, das bisher ebenfalls unter Pestalozzi's Oberleitung stand, selbständig. Jetzt war Schmid unumschränkter Herr der Anstalt; er stellte die gesunkenen Finanzen rasch wieder her durch die Gesamtausgabe der Schriften Pestalozzi's, die einen Reingewinn von 50,000 Fr. abwarf. Der Anblick dieser Summe weckte in Pestalozzi neue Pläne, und so kam er wieder auf seine Lieblingsidee zurück, Gründung eines Waisenhauses. 1818 wurde die Anstalt in Glendy mit 12 Waisenkindern errichtet, deren Zahl bald auf 30 stieg. Doch nahm er bald auch zahlende Kinder an, lehrte verschiedene Sprachen und selbst Klavier, weshalb der Charakter der Armenanstalt verloren ging und Pestalozzi sie schon 1820 mit der Hauptanstalt vereinigte. Diese sank aber immer mehr. Die Berwürfnisse unter den Lehrern hatten ihr fast alles Vertrauen geraubt, dazu kamen heftige öffentliche Angriffe und endlich,

Der unverantwortliche Mißgriff, daß man die Mädchenanstalt ebenfalls ins Schloß aufnahm, so daß selbst der Stadtrat von Yferten seine Mißbilligung hierüber aussprach. Die Eltern zogen ihre Kinder zurück, Anfangs März 1825 mußte die Anstalt geschlossen werden.

VI. Pestalozzis letzte Lebenstage.

Pestalozzi zog sich nach Auflösung seiner Anstalt auf den Neuhof zurück, um bei seinem Enkel als „armer Müdli“ nach den aufreibenden Strapazen der letzten Jahre seine Tage zu beschließen. Wohl trug er den Plan, daselbst nochmals, wie vor 50 Jahren eine Armenanstalt zu gründen, allein es wollte sich niemand mehr zur Verwirklichung dieses Projektes hergeben, selbst nicht seine letzten Zöglinge in Yferten, obwohl er sie bat „um Gottes und aller Erbarmenden willen, ihn nicht in seiner herzzerstreichenden Lage zu verlassen.“ Die Jünglinge „fanden es unter ihrer Würde, an einer Pestalozzischen Armenanstalt angestellt zu werden.“ Daher mußte er von seinem Plane zurücktreten, so ungern er es tat. „Wahrlich“ schreibt er in seinen „Lebensschicksalen“, „es war mir, als mache ich mit diesem Rücktritte meinem Leben selber ein Ende.“ — Er griff nun zur Feder, schrieb seine „Lebensschicksale“ und seinen „Schwanengesang“, worin er seine Lebensbeichte ablegt, freilich in vielfach poetischer und durch seine subjektive Stimmung gefärbter Beleuchtung, besuchte in Schinznach die Versammlung der „Helvetischen Gesellschaft“ und ließ sich sogar noch zu deren Präsident wählen und stattete auch der Armenanstalt in Bruggen bei Basel, die unter Leitung Christian Heintz Bellers stand, einen Besuch ab. Daselbst wurde er feierlich mit Gesang und mit einem Eichenkranz empfangen. Allein Pestalozzi wies den letzten zurück mit den Worten: „Nicht mir, sondern der Unschuld gebührt dieser Kranz.“ — Im folgenden Winter machten sich die Gebrechen des Alters immer mehr geltend und zeigten sich die Vorboten des Todes immer deutlicher. Um der ärztlichen Hilfe näher zu sein, brachte man den Schwerkranken nach Brugg, aber schon nach zwei Tagen schloß er seine Augen für immer, mit Gefinnungen der Versöhnung gegen seine Gegner. „Ich vergebe meinen Feinden,“ sprach er auf seinem Sterbebette, „mögen sie den Frieden jetzt finden, da ich zum ewigen Leben eingehe! Ich hätte gerne noch einen Monat gelebt für meine letzten Arbeiten; aber ich danke auch Gott, der mich von diesem Erdenleben abruft. Und ihr, die Meinigen, bleibt still für euch und suchet euer Glück im stillen häuslichen Kreise.“ Am 19. Februar wurde er beim Schulhause in Birr beerdigt, wo man ihm bei Anlaß der Säkularfeier seines Geburtstages ein Denkmal errichtete, das Pestalozzis Brustbild trägt

und die Inschrift hat: „Hier ruht Heinrich Pestalozzi, geb. in Zürich am 12. Januar 1746, gest. in Brugg am 17. Hornung 1827, Retter der Armen auf Neuhof, Prediger des Volkes in Lienhard und Gertrud, in Etans Vater der Weisen, zu Burgdorf und Münchenbuchsee Gründer der neuen Volksschule, in Yferten Erzieher der Menschheit; Mensch, Christ, Bürger: alles für andere, für sich nichts. Segen seinem Namen.“

VII. Zur Charakteristik Pestalozzis.

Es giebt wohl wenige Männer, über die sich so verschiedene, einander oft ganz entgegengesetzte Ansichten gebildet haben, wie bei Pestalozzi. So war es schon zu seinen Lebzeiten, so auch nach seinem Tode. Aber auch die seither verflossene Zeit vermochte es nicht, dieselben einander näher zu bringen. Wie sich bei der Säcularfeier im Jahre 1846 die widerstreitendsten Ansichten geltend machten, so war es auch wieder bei der diesjährigen Feier. Besonders trat dieser Gegensatz stark im eigenen Vaterlande auf, während er in der auswärtigen Presse sich weniger fühlbar machte. Der Grund lag in dem Umstande, daß man von Anfang an die Pestalozzifeier an gewissen Orten zu sehr mit der Politik, besonders mit der seit Jahren die Geister in Spannung haltender Schulfrage verquickte. Damit war eine ruhige Betrachtung des Lebens und Wirkens Pestalozzis zum vorneherein erschwert. Aber auch ohnedies wird es immer schwer bleiben, ein abgeschlossenes Urtheil über ihn zu bilden, weil er eben keine abgeschlossene Persönlichkeit, kein reifer Charakter war, die sich fort und fort widersprechenden Charakterzüge nie zur rechten Ausföhnung kamen. Das lag schon in seinem Außern. „Das ganze seiner Gesichtszüge“, sagt Blochmann, war vielartig gewoben und verändert, durch die verschiedensten Gemütsaffekte bewegt. Bald lag darauf die zarteste Weichheit und Milde, bald herzerreißender Schmerz und Traurigkeit, bald furchtbarer Ernst und bald ein Himmel voll Liebe und Wonne. Seine tiefliegenden Augen quollen oft wie Sterne hervor, ringsum Strahlen werfend, oft wieder traten sie zurück, als blickten sie in eine innere Unermeßlichkeit. Seine Stirne war abgerundet, hinter des Alters-Furchen die Glut der Jugend verbergend — der Ton seiner Stimme vielfach modullirt, dem sanften lieblichen Worte und dem Donner des Bornes gleich dienstbar; sein Gang war ungleich, bald hastig, bald bedächtig und wie in Sinnen verloren, bald kühn und imponierend; seine Brust breit gewölbt, sein Nacken dick und gebogen, und stark und straff die Muskeln seiner Glieder. Von kaum mittlerer Größe und von schwächerer Gestalt trat doch in Haltung und Bewegung eine Fülle von Dauer und eine Kraft hervor, mit der er unsäglichen Stürmen Trotz bot.

Alles in seiner äußern Erscheinung kündigte eine Persönlichkeit an, in der alle Seiten der menschlichen Natur tönten, und die zum Träger tiefgreifender Ideen bestimmt war.“ Im Äußern war er nachlässig, oft ging er ungewaschen umher, mit verworrenen Haaren, struppigem Barte, zerrissenen Schuhen, herabhängenden Strümpfen, mit schmutziger Kleidung —; im Umgang fehlte ihm die gesellige Gewandtheit und der sichere Takt; ob die Menschen ihn übel wollen oder nicht, konnte er nicht sicher beurteilen; in übergroßer Gutmütigkeit warf er sich jedem in die Arme; in seiner Gemütsstimmung ließ er sich vom Augenblicke beherrschen und handelte im Sturme des Eindrucks. Ruhig überlegen und nach Gründen für und gegen abwägen konnte er nicht. Er hatte Mühe, seine Gedanken auszusprechen und klar darzulegen. Ramsaaer, welcher 3 Jahre lang das Amt eines Sekretärs bekleidete, sagt uns hierüber: „Das zu schreiben, was er diktirte, war unendlich schwer; denn 1. sprach er sehr schnell und hatte zudem fast immer einen Zipfel des Bettuches und dgl. im Munde; 2. diktirte er nur mit halben Worten, fing einen Satz zwei- bis dreimal an und korrigierte ihn ebenso oft, ehe er ihn zusammenhängend aussprach. . . . War endlich ein Bogen fertig geschrieben, so wurde er zum dritten oder vierten Male korrigiert und hatte dann gewiß 6—8 Bettelchen und mußte dann wieder aufs neue abgeschrieben werden. So wie man vom Gespräche mit Pestalozzi das, was er sagen wollte, oft nur aus seinem äußerst ausdrucksvollen Gesichte ablesen mußte, weil seine Sprache der Fülle seines Gefühles und dem Reichtum seiner Gedanken nicht immer folgen konnte, ebenso mußte auch sein Schreiber das, was er sagen wollte, manchmal mehr aus seiner Stimmung als aus seinen Worten entnehmen. Das machte das Schreiben ebenso schwer als interessant, und den begeisterten Mann so liebens- und verehrenswürdig, manchmal aber auch mitleidenswürdig.“ —

Auch in der schriftlichen Darstellung ist er unbeholfen, überladen, oft verschwommen und unverständlich. Seine mehr theoretischen Werke sind daher mühevoll zu lesen. „Keines seiner Werke hat eine sorgfältige Anlage und technische Durchführung, keine seiner Ideen ist in logischer Folgerichtigkeit und mit einiger Vollständigkeit entwickelt und dargestellt,“ sagt Mörikofer. Mit den einfachsten Gesetzen eines guten Stils steht er auf gespanntem Fuße, ebenso mit der Orthographie, nannte er sie doch den Puder auf dem Kopfe, welchen man in jeder Boutique kaufen könne. „Wenn ich nur einmal eine Zeile ohne Schreibfehler von Ihnen sehe, so will ich Sie zu vielem fähig glauben“, erklärte einst Lavater. — Wie er das Äußere des Körpers vernachlässigte, so das Äußere seines Geistes und seiner Sprache.

Wie sehr Pestalozzi das Organisationstalent mangelte, geht aus allen seinen Werken genügend hervor; aber auch sich selbst wußte er nicht genügend zu beherrschen. „Ward ihm,“ bemerkt Blochmann, „irgend etwas hinterbracht, so prüfte und untersuchte er nicht, sondern ward vom Augenblickeindrucke überwältigt und handelte sofort im Sturm dieses Eindruckes. Als eines Tages zu ihm von der Unzweckmäßigkeit und Schlaffheit des Unterrichtes der französischen Lehrer gesprochen worden war, lief er sofort zu dem Zimmer, wo einer derselben unterrichtete, öffnete hastig die Türe und schrie von Born entbrannt in die Klasse: Les maîtres français enseignent comme les cochons. Ward ein Jüngling von einem Lehrer wegen einer Ungezogenheit oder wegen Faulheit gestraft, und er lief in Pestalozzis Zimmer und stellte ihm vielleicht unter Tränen das Widerfahrene als eine Ungerechtigkeit dar, so übermannte der Eindruck dieser vermeintlichen Ungerechtigkeit den Greis dergestalt, daß er aufsprang und selbst die größte Ungerechtigkeit gegen den Lehrer und obendrein die unbegreiflichste pädagogische Taktlosigkeit beging. Mir selbst begegnete dieser Fall zweimal. Das erste Mal mußte ich mich vor meiner Klasse in den heftigsten Ausdrücken, ohne ein Wort zu meiner Rechtfertigung beibringen zu können, auszuanken lassen. Das zweite Mal sah ich mich, um nicht eine ähnliche Scene zu erleben, genötigt, dem hereinstürzenden Pestalozzi sofort entgegenzueilen, ihn beim Arme zu nehmen und mit ihm aus dem Klassenzimmer hinaus und auf sein Zimmer zu gehen; da beruhigte er sich, und als ich ihn selbst überzeugt hatte, daß ich ganz recht gehandelt, der Knabe aber unverschämt gelogen habe, rief er aus: Der Lumpenbub, i will' na Multaz gan.“ —

„Aber auch in der Kinderwelt,“ bemerkte derselbe Lehrer, „wußte er weit mehr anzuregen, als zu erziehen und war selbst der ungewandteste Lehrer. Aber weil er tiefer fühlte, kühner dachte und mutiger wollte, als seine Zeitgenossen, nannten ihn viele einen Schwärmer . . . In innerm Widerspruche und Selbsttäuschung verlief der größte Teil seines Lebens. Die Selbsttäuschung des Enthusiasmus ist nie von langer Dauer. Der überschwänglichen Stimmung folgte bald eine hoffnungslose, verzagende. So war es in seinem Gemüte und Leben. Aber wir erfahren aus seinen eigenen Bekenntnissen die Quelle des Widerspruchs, den wir in seiner Natur und in seinem Handeln finden. Er besaß trotz seiner die ganze Menschheit umfassenden Ideale nicht Fähigkeit und Geschick, auch nur die kleinste Dorfschule zu regieren.“

Neben diesen Schattenseiten fehlte es der Persönlichkeit Pestalozzis auch nicht an schönen Lichtseiten, die für den Erzieher und Lehrer bedeutungsvoll sind und sein Wirken zu einem fruchtbaren und edlen machen. Da

ist es vor allem seine große Liebe zu den Armen und den Kindern der Armen. Ramsauer, der dieselbe so lange Zeit an sich selbst erfahren hatte, sagt in dieser Beziehung: „Ich habe wenige Menschen kennen gelernt, aus deren Lebensmitte ein so reicher Strom der Liebe floß, als aus seinem Herzen. Die Liebe war recht eigentlich sein Lebenselement, der unversiegbare, göttliche Trieb, der von Jugend auf all seinem Streben und Wirken Richtung und Ziel gab. Wenn es aber in der Natur der Liebe liegt, sich den Bedürfnissen zuzuwenden, die Mangelleidenden und Gedrückten zunächst zu erfassen, so zog ihn der Drang seiner Liebe, mit einer nie gestillten Glut, zu den Hütten der Armen im Volke, zu den Bedrängten und Unterdrückten.“ Dazu gesellte sich eine seltene Uneigennützigkeit. In Neuhoß schonte er selbst das Vermögen seiner Frau nicht, um seiner Armenanstalt aufzuhelfen, und in Burgdorf und Fferten hatte er stets eine größere Anzahl Zöglinge, die er entweder unentgeltlich oder um einen geringern Pensionsbetrag aufnahm. Wenn ein Armer ihn um eine Gabe bat, so gab er gerne, löste er doch einstens die silbernen Schnallen von seinen Schuhen, als er nichts anders zu geben vorfand. Daneben besaß er große Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit. Man muß nur seinen „Schwanengesang“ und seine „Lebensschicksale“ lesen, so wird man hievon überzeugt. Wie demütig bekennt er z. B. im ersten Werke: „... Es war nicht meine Regierunsfähigkeit allein, was das momentan gänzliche Fehlschlagen meiner Versuche und endlich das gänzliche Auflösen aller meiner bisherigen Anstalten herbeiführte und soviel als notwendig machte; meine Dienstunsfähigkeit in der Stelle, in der ich mich jetzt befand, trug ebensoviel dazu bei. Es mangelten mir in allen positiven Wissenschaften im gleichen Grade selber die ersten Anfangskenntnisse und Anfangsfertigkeiten, die zur persönlich guten Bedienung des Hauses, dem ich dienend vorstehen sollte, in irgend einem Fache derselben notwendig gewesen wäre.“ Endlich darf die Beharrlichkeit und Ausdauer nicht unerwähnt gelassen werden, die er der Verwirklichung seiner Ideen widmete. Die Idee der Armen-erziehung begleitete ihn durch das ganze Leben bis zum Grabe, ebenso arbeitete er unermüdlich an der Auffindung besserer Wege für den Unterricht der Jugend, und die kräftigen Anregungen, die er nach dieser Richtung hin gegeben, so unvollkommen und einseitig er selbst manches angriff und ausführte, gehören doch zu seinen schönsten Verdiensten. Man begann ernster und energischer als je über Erziehung und Unterricht nachzudenken und die Wichtigkeit und Bedeutung der Schule für das Volkswohl immer mehr einzusehen.

Zur Charakteristik gehört notwendig auch die Beleuchtung der Stellung Pestalozzi's zur Religion und speziell zum Christentum. Schon

auf S. 202 (Heft 7) berührten wir diesen Punkt; wir kommen hier nochmals auf denselben zu sprechen, da eine gewisse Richtung Pestalozzi durchaus, selbst gegen seinen Willen, zu einem positiven Christen stem-peln will, ja ihn nicht undeutlich als Muster positiven Christentums hinstellen möchte. Pestalozzi hat sich öfters rückhaltlos über sein Ver-hältnis zum Christentum ausgedrückt. Bezeichnend ist besonders sein Brief an den Staatsrat Mikolovius vom Jahre 1793. Es heißt in demselben: „Ich kann und soll also nicht verhehlen — meine Wahrheit ist an den Not der Erde gebunden und also tief unter dem Engelgange, zu welchem Glaube und Liebe die Menschheit erheben mag. Du kennst Glühlphis Stimmung, sie ist die meinige — ich bin ungläubig, nicht weil ich den Unglauben für Wahrheit halte, sondern weil die Sonne meiner Lebenseindrücke den Segen des Glaubens vielseitig aus meiner innersten Stimmung verschoben. Von meinen Schicksalen so geführt, halte ich das Christentum für nichts anderes als für die reinste und edelste Modifikation der Lehre von der Erhebung des Geistes über das Fleisch — und diese Lehre für das große Geheimnis und das einzig mögliche Mittel, unsere Natur im Innersten ihres Wesens ihrer wahren Veredlung näher zu bringen, oder um mich deutlicher auszudrücken, durch innere Entwicklung der reinsten Gefühle der Liebe zur Herrschaft über die Sinne zu gelangen. Das glaube ich, sei das Wesen des Christentums, aber ich glaube nicht, daß viele Menschen ihrer Natur nach fähig seien, Christen zu werden, ich glaube das Gros der Menschheit so wenig einer solchen allgemeinen innern Verwandlung fähig, als ich dasselbe im all-gemeinen fähig glaube, irdische Kronen zu tragen. Ich glaube, das Christentum sei das Salz der Erde, aber so hoch ich das Salz auch schätze, so glaube ich dennoch, daß Gold und Stein und Perlen ihren Wert unabhängig von diesem Salze haben und die Nutzbarkeit aller dieser Dinge unabhängig von demselben auch ins Auge gefaßt werde.“

Aber auch schon in Lienhardt und Gertrud kommt das Christentum nicht zur vollen Geltung, die Predigten des Pfarrers Ernst ergehen sich über allgemeine Morallehren. In seinem pädagogischen Hauptwerke: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt,“ das doch Veranlassung genug geboten hätte, den Einfluß der christlichen Religion auf die Erziehung zu wür-digen, gefällt er sich mehr „in rhetorischen, von Christus entfremdeten Verstandestheorien.“ Am meisten dem Christentum entfremdet erscheint er aber in den „Nachforschungen über den Gang der Natur in der Ent-wicklung des Menschengeschlechtes.“ Auch in seinem Institute zu Yferten war die christliche Religion stiefmütterlich behandelt, während sie dagegen in Burgdorf noch mehr zur Geltung kam. Ramsauer sagt hierüber:

„Pestalozzi's Morgen- und Abendgebete hatten in Burgdorf eine Innigkeit und Einfachheit, daß sie jeden der Teilnehmenden unwillkürlich hinrißen; er betete so innig, las und erklärte so eindringlich Gellert'schen Lieder, ermahnte die Zöglinge, jeden einzeln, zum Selbstbeten und sah darauf, daß in den Schlafsälen jeden Abend von einigen Zöglingen die Gebete laut gesprochen wurden, die sie zu Hause gelernt hatten, während er zugleich erklärte, wie das auswendige Herplappern von Gebeten ohne Wert sei, daß man dagegen aus seinem eigenen Herzen beten solle. Solche Ermahnungen kamen zu Yverdon immer seltener vor, und das Lautbeten hörte ganz auf. Man fühlte, daß doch mehr als in Burgdorf gelernt werden müsse; dadurch geriet man aber zu sehr in ein unruhiges Treiben und die Einzelnen in ein Haschen nach Auszeichnung. Pestalozzi blieb zwar derselbe edle, sich selbst ganz vergessende und nur für das Wohl anderer lebende und das ganze Haus begeisternde Greis. Da es aber nicht sowohl in der geistigen Einrichtung und in Pestalozzi's Grundsätzen lag, daß ein so gemüthliches Leben in Burgdorf geherrscht hatte, als vielmehr in dessen Persönlichkeit, so konnte dieser Geist auch nicht lange bleiben, noch erstarken und sich zu einem christlichen Geiste erheben. Anstatt uns zu sagen, daß nur der Lehrer mit Segen wirken könne, der zur Erkenntnis und zum Glauben der höchsten Wahrheit und hiemit zur Einsicht gekommen sei, daß er aus sich selbst nichts sei, und daß er alles, was er Gutes thue, allein Gott zu danken habe, und daß er, wenn er mit wahren Segen wirken wolle, des täglichen Gebetes zu seinem Berufe unumgänglich bedürfe und daß jeder Christ, besonders der Erzieher, täglich Ursache habe, Gott zu bitten um Geduld, Liebe, Demut und um die Weisheit im Tun und Lassen, statt dessen hörten wir täglich, daß der Mensch alles könne, daß er könne, was er wolle; daß er alles aus sich selbst machen, daß nur er sich selbst helfen könne. Hätte der sonst so edle Pestalozzi es verstanden, die Bibel zum Fundamente aller sittlichen und religiösen Bildung zu machen, wahrlich das Institut würde noch bestehen“ . . . Wohl sprach Pestalozzi von der Bibel und daß man zu wenig in ihr lese; „aber eine Ahnung von der Heiligkeit und vom Zusammenhange des Wortes Gottes bekamen weder ich noch andere. So wie Pestalozzi durch seine Persönlichkeit die meisten seiner Gehülfen jahrelang an sich fesselte, daß sie sich ebenso vergaßen, wie er sich vergaß, wenn es darauf ankam, Gutes zu wirken; ebenso und noch viel mehr hätte er sie für das Ewige beleben können, würde er es gekannt und in seinem ganzen Umfange geglaubt haben, und der Herr hätte ihm und seinen Gehülfen seinen Segen verliehen und die Anstalt zu einer christlichen Pflanzschule gemacht.“ Während

Pestalozzi in seinem pädagogischen System dem Christentum nicht die rechte Stellung zu geben vermag, sondern mehr dem Rationalismus huldigt, so erscheint er uns als Person und in seinem persönlichen Leben dem positiven Christentum näher, besonders in seinen spätern Jahren. So sagt er in der Weihnachtsrede von 1810: „Möchte uns die Freude dieser Stunde, möchte uns die Freude über die Geburt unseres Erlösers dahin erheben, daß Jesus Christus uns jetzt als die sichtbare göttliche Liebe erschiene, wie er sich für uns aufgeopfert, dem Tode hingegeben. Möchten wir uns der Stunde seiner Menschwerdung freuen, weil er uns in dieser Stunde die große Gabe seines Todes auf die Welt brachte und auf den Altar der göttlichen Liebe hinlegte. Er war von dieser Stunde an der für uns geopfert Priester des Herrn. Freunde, Brüder, Schwestern laffet uns beten! O Gott, gib uns wieder die schönen Tage der Welt, wo das Menschengeschlecht sich des Erlösers Jesus Christus, sich seiner Geburt wahrhaft freute; gib uns die Zeiten wieder, wo die menschlichen Herzen in dieser Stunde voll waren des heil. Geistes und ihre Hände voll menschlicher Gaben für ihre Brüder! — Vater im Himmel, Du gibst sie uns wieder, wenn wir sie wieder wollen.“

Ein ganz christlicher Geist spricht auch aus seiner Rede an sein Haus vom 12. Jan. 1818, seinem Geburtsfeste, in welcher er alle Glieder des Hauses zu aufrichtiger Liebe ermahnt: „Freunde, Brüder, werdet Erneuerer meines Hauses, Wiederhersteller seines alten Geistes! Liebet einander, wie uns Jesus Christus geliebt hat Freunde, Brüder, tut Gutes denen, die euch hassen, segnet die, die euch fluchen Jede schonungslose Härte sei fern von unserm Hause; sie sei auch gegen den ferne, der uns Unrecht tut, jede menschliche Härte verliere sich in der Sanftmut unseres Glaubens. Sie muß sich in der Sanftmut des christlichen Glaubens verlieren. Keiner sage, Jesus Christus hat den nicht geliebt, der Unrecht hatte, und tat. Er hat ihn geliebt. Er hat ihn mit göttlicher Liebe geliebt. Er ist für ihn gestorben. Er hat nicht die Gerechten, er hat die Sünder berufen zur Buße Freunde, Brüder! Werden wir dieses tun, werden wir einander lieben, wie uns Jesus Christus geliebt hat, so werden wir alle Schwierigkeiten, die dem Ziele unseres Leben entgegenstehen, überwinden und im stande sein, das Wohl unseres Hauses auf den ewigen Felsen zu gründen, auf den Gott das Wohl des Menschengeschlechtes durch Jesus Christus gebaut hat.“ —

Ähnlich urteilen Blochmann, v. Raumer, Hennig, die jahrelang mit Pestalozzi umgingen und ihn und seine Werke daher genau beobachten konnten, obwohl sie ihn der übrigen Eigenschaften wegen hochachteten und liebten. Sie gestehen offen, daß Pestalozzi dem positiven Christentum

fern gestanden und es nicht zum Fundamente seiner Werke gemacht habe. An die Stelle des Glaubens wollte er die Liebe setzen, nicht einsehend, daß wahre, beseligende Liebe nur aus dem Glauben wächst und ohne Glaube ein bodenloses Gefühl ist, das von jedem Winde hin und her bewegt wird. Die Liebe ist gewiß eine Großmacht in der Erziehung, und die wahre Mutterliebe bleibt immer das leuchtende Vorbild, aber nur die von der christlichen Religion geheiligte Liebe. Eine so große Liebe Pestalozzi daher auch besaß, sie befriedigte ihn nicht, sie ließ ihn innerlich leer und öde, weil ihr Christus fehlte. „Ich ging, sagt er selbst, schwankend zwischen Gefühlen, die mich zur Religion hinzogen, und Urteilen, die mich von derselben weglenteten, den toten Weg meines Zeitalters.“ Damit hat Pestalozzi seine Stellung zum Christentum selbst am besten charakterisiert, aber auch die Folgen derselben klar genug gezeichnet. Er ist auch nach der religiösen Seite nie zu einem festen Abschluß gekommen, zu einem religiös reifen Charakter. So bleibt wohl das Wort Blochmanns für das Lebensbild Pestalozzis charakteristisch, indem es in schöner und kurzer Weise die Licht- und Schattenseiten in demselben andeutet: „So oft ich den Unvergeßlichen anschaute, erschien er mir wie ein großgewordenes Kind mit aller Herrlichkeit der kindlichen Natur, aber auch mit allen Schwächen und Unvollkommenheiten derselben.“ Warum und wie das so gekommen ist, haben wir im Laufe unserer Darstellung genugsam betont. Pestalozzi ist ein Kind seiner Zeit, herausgewachsen aus eigentümlichen, häuslichen, politischen und religiösen Verhältnissen, und diese müssen ins Auge gefaßt werden, wenn man seiner Person gerecht werden will. Der ruhige Beobachter wird daher zwar die Schattenseiten Pestalozzis nicht verschweigen, aber ihretwegen auch keine Steine auf ihn werfen, sondern sie durch die Bildungs- und Zeitverhältnisse zu entschuldigen suchen; ebenso wird er auch die Lichtseiten anerkennen, ohne in Übertreibungen zu geraten, und dieselben auch für sein eigenes privates und öffentliches Leben und Wirken verwerten. Der weise Mann lernt aus der Vergangenheit für die Zukunft und ehrt das Gute auch am Gegner. Der Eifer Pestalozzis für die Erziehung der Armen, der Völker, der Jugend in Haus und Schule, die selbstlose uneigenützige Hingabe an seine Ideale und die unverdroffene Arbeit im Dienste derselben auch bei den größten Schwierigkeiten und Hindernissen, die ernste Vertiefung in die Aufgabe der Erziehung und des Unterrichtes, die Liebe und Bescheidenheit bei all dieser Tätigkeit und die Geduld und der Mut auch bei den Mißerfolgen werden immer Lichtpunkte sein, auf die der Erzieher und Lehrer mit-

Hochachtung schaut, und die er auch an sich nachzubilden trachtet, jedoch mit dem bedeutsamen Unterschiede, daß er sie alle von echtem christlichen Geiste durchdringen läßt, damit sie den Keim höhern Lebens erhalten und dadurch für die Jugend und die Gemeinde, für Staat und Kirche, für unser ganzes liebes Vaterland die segensreichsten Früchte hervorzu- bringen die Kraft haben. Denn einen andern Grund kann auch für die Pädagogik niemand legen als derjenige ist, den Christus gelegt hat. Tut einer es dennoch, so zeigt ihm das Leben Pestalozzis anschaulich genug, welches die Resultate seiner Arbeit sein werden. Es liegt eben göttliche Wahrheit in dem Worte: „Umsonst bauen die Bauleute, wenn der Herr das Haus nicht baut.“

Anmerkung. Wir schließen hiemit das Lebensbild Pestalozzis und werden vielleicht später in einem selbständigen Artikel dessen Pädagogik und Methodik besprechen. Die vielen Berufsarbeiten und die etwas widrigen Gesundheitsverhältnisse entschuldigen mich, daß meine Ausführungen sich so lange hinauszogen. Ich wollte aber immerhin noch in diesem Jahrgang das Lebensbild abschließen, damit die Leser etwas Vollständiges in Händen haben, und ich hoffe, daß meine Arbeit nicht ohne Wert und Segen sei. Das Wort Pestalozzis war unser Wahlspruch: „Prüfet alles, behaltet das Gute, und, wenn etwas Besseres in euch gereift, so setzt es zu dem, was ich euch in diesen Bogen in Wahrheit und Liebe zu geben versuche, in Wahrheit und Liebe hinzu.“ Es sei auch der Wahlspruch der Leser!

Aus Luzern, Solothurn, St. Gallen, Schwyz und Deutschland.

(Korrespondenzen.)

1. Hochdorf. Unterm 26. Nov. abhin versammelte sich unsere Bezirkskonferenz auf Einladung von Hochw. Herrn Inspektor Arnold in seinem Hause zu Baldegg. Da dies die erste Versammlung im neuen Konferenzjahre war, so wurde zu allererst zur Aufstellung des Arbeitsplanes für die weiteren Konferenzen geschritten, nämlich für jede Konferenz 2 schriftliche Arbeiten, eine Lehrübung oder ein mündlicher Vortrag.

Darauf erfreute uns Herr Lehrer Suter von Kleinwangen mit einem schriftlichen Vortrage aus Dr. Kaulens Schrift über den in Ninive aufgefundenen teilschriftlichen Sündflutbericht und über den Fall der Engel. Angenehm berührte, zu hören, wie die Jahrtausende verborgenen Keilschrifttäfelchen den testamentlichen Sündflutbericht bestätigten. Je mehr das Altertum erforscht wird, desto sicherer werden biblische Geschichten bewahrheitet und bekräftigt, so daß keine Zweifel der Richtigkeit mehr auftauchen können.

Hernach ließ sich der Herr Inspektor über die Phantasie vernehmen. Er äußerte sich zuerst über ihr Wesen, ihre Licht- und Schattenseiten und zeigte sodann, wie dieselbe eine wohlthuende Einwirkung auf Verstand, Gemüt und Willen ausübt. Ferners charakterisierte er die Arten der Phantasie und verlangte Fruchtbarmachung derselben für Beschreibungen, Abhandlungen und Schilderungen. Die Phantasie scheint oft auch zu fehlen. Die Ursache findet er in der unrichtigen Ernährung und Erziehung, in der Schüchternheit der Kinder und im Mangel an Interesse beim Unterrichte. Zur Bildung der Phantasie werden vom Herrn Referenten genannt die Geschichte (aber gut vorerzählen), Schilderungen (Einzelbilder), Gesang, Poesie, Märchen, Fabeln und Mythen.